



(5)

Die verherzte Stadt.

Eine heitere Spitzubengeschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

III.

„Das ist die ekelhafteste Geschichte, die mir in meiner ganzen Praxis vorgekommen ist!“ schraubte der Polizeiasseffor Funke.

Funke hatte die Kriminalabteilung unter sich. Er war noch verhältnismäßig jung für dieses verantwortungsreiche Amt — erst zwei- unddreißig Jahre —, aber er hatte bereits als tüchtiger Beamter von sich reden gemacht; er galt als hervorragend befähigt.

Seine ersten Sporen als Kriminalfachmann hatte er sich in der Landeshauptstadt verdient. Beinahe hätte dort sein lockerer Lebenswandel einen vorzeitigen Strich unter seine Laufbahn gesetzt; doch immer wieder frischen seine dienstlichen Erfolge das Wohlwollen seiner Vorgesetzten auf. Bis eine alberne Weibergeschichte gebieterisch seine Veretzung in eine andere Stadt erheischt hatte.

Er hatte den Bredendorfer Posten mit Vergnügen angenommen. Dort konnte die Arbeit unmöglich übermäßig groß sein; hingegen bestand die rosige Aussicht, in dem großen Kurbetrieb irgendeine vermögliche Schöne (Witwe mit Kind nicht ausgeschlossen) kennenzulernen und eine gute Partie zu machen.

Zu seinem Schmerz fand Funke nur wenig Zeit, auf die Mitgiftsuche zu gehen. Es gab in Bredendorf eine Unmenge Arbeit — Kleinarbeit von jener unerspriesslichen Sorte, die einem nicht die geringste Möglichkeit bietet, sich auszuzeichnen und vorwärtszukommen. Die großen Verbrecher schienen die Stadt geradezu zu boykottieren.

Wesentlich sagte Funke: „Das beweist gerade die Tüchtigkeit unserer Polizei. Wie ein guter Arzt seine Hauptaufgabe weniger in der Heilung, als in der Verhütung von Krankheiten sehen muß, so muß auch die Polizei ihr Hauptaugenmerk mehr auf die Verhinderung, als auf die Verfolgung von Verbrechen richten.“

Inseheim aber seufzte er: „Man verläutert hier! Kein Mord, kein Totschlag, kein Diebstahlverbrechen — dieses Nest ist wirklich um hundert Jahre in der Kultur zurück.“

Und selbst wenn sich ein „interessanter Fall“ ereignet hätte, es hätte sich kaum gelohnt. In Bredendorf galt zu Funkes Bedauern als oberster Grundsatz: Nur kein Aufsehen erregen! Es darf sich einfach nichts ereignen, was den Ruf Bredendorfs als Kurventurort gefährden könnte!

Und wenn ein Erdbeben die halbe Stadt in Schutt und Trümmer gelegt hätte, der Kurdirektor und das „Bredendorfer Tageblatt“ hätten kaltlächelnd behauptet: „Bestern ging endlich der von der Landwirtschaft so heißersehnte lunde Gewitterregen über unsere Gegend nieder. Schaden wurde nicht angerichtet. Auch in der verfloffenen Woche hat sich die Zahl der Sturgäste, die in dem Stidstoff unseres herrlichen Flechtens Erde Genesung und Erholung suchen und finden, wieder um rund 300 vermehrt.“

Wie sehnste sich Funke danach, wieder einmal den ganzen Schneid des ehemals hauptstädtischen Beamten spielen lassen zu dürfen!

Und jetzt hatte sich dieser blödsinnige Fall Villa Sonnenstrahl ereignet.

Funke hatte bereits ausführlich mit dem Polizeipräsidenten darüber gesprochen und natürlich wieder die Weisung erhalten: „Vor allem kein Aufsehen! Entweder wir erwischen die Bande, dann darf, bis das letzte Mitglied hinter Schloß und Riegel sitzt, kein Wort in die Oeffentlichkeit dringen, oder aber wir erwischen sie nicht, dann darf überhaupt nichts in die Oeffentlichkeit dringen!“

Wäre der Bestohlene ein beliebiger Müller oder Schulze gewesen, der Befehl des Polizeipräsidenten hätte sich mit Leichtigkeit ausführen lassen. Aber der Verantw. hieß Eduard Bohnkraut, und Eduard Bohnkraut piff in allen Tonarten auf Discretion.

Seit vier Tagen erschien dieses Nemo dicte Ungetüm allabendlich im Amiszimmer Funkes, um sich nach dem Stand der Angelegenheit zu erkundigen, und wurde von Tag zu Tag ungemütlicher und anmaßender.

Am liebsten hätte Funke ihn hinausgeworfen. Aber das ging nicht gut. Erstens hatte dieser Bohnkraut, das ließ sich nicht bestreiten, ein berechtigtes Interesse am Verlauf

der Nachforschungen, und zweitens war er amerikanischer Bürger. Diese Amerikaner aber haben die schändliche Angewohnheit, sich bei der geringsten unkorrekten Behandlung von seiten der Behörden an ihren Konsul zu wenden.

Und die amerikanischen Konsuln sind die unangenehmsten Menschen auf Gottes weitem Erdboden; sie tun, als sei jeder amerikanische Bürger ein Halbgott, und fucheln einem sozusagen beständig mit einem Kriegsschiff unter der Nase herum.

Schon wieder sah Eduard Bohnkraut im Zimmer des Assessors, die Schagpfeife quer im Schnabel, und fürchte sich auf, als sei er zumindest der Beherrscher aller Gläubigen und Funke der letzte seiner Gummichen.

„Das ist die ekelhafteste Geschichte, die mir in meiner ganzen Praxis vorgekommen ist!“ wiederholte der Assessor. „Aber seien Sie sorglos, Herr Bohnkraut, wir erwischen die Halunken.“

„Das versichern Sie mir schon seit vier Tagen, und wir sind noch keinen Schritt weiter!“ knurrte Bohnkraut. „In den United States hätten sie die Gauner schon längst! Aber hier in Bredendorf, wo die Behörden das Hirn voll Stidstoff haben —“

Der Assessor sprang auf und durchmaß erregt das Zimmer. „Wenn Sie die Behörde beleidigen, muß ich Sie veranlassen, das Polizeigebäude zu verlassen!“

„Veranlassen Sie lieber die Spitzhuten, das Polizeigebäude zu betreten! Wäre gescheiter! Wieso, habe ich wen beleidigt? Habe ich etwa behauptet, der Bürgermeister sei ein Schwachkopf? Oder habe ich gesagt, der Polizeipräsident von Bredendorf sei das Größte?“

„Genug!“ donnerte der Assessor, der im geheimsten Winkel seines Herzens Bohnkrauts Urteil über den Bürgermeister gar nicht so unzutreffend fand. „Genug! In diesem Ton verhandle ich nicht weiter mit Ihnen!“

„Brauchen Sie auch nicht! Lege gar keinen Wert darauf. Habe schon längst die Hoffnung aufgegeben, daß ihr mir was helfen könnte. Werde auf eigene Faust vorgehen.“

Ja, Eduard Bohnkraut, freier Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika und Hausbesitzer a. D. in Städtstoffiana!

Des Assessors wütendes Gesicht glättete sich zu einem überlegenen Lachen.

„Biel Glück dazu, Mister Bohnkraut! Pfuschen Sie uns nur in unsere Maßnahmen, durchkreuzen Sie nur unsere wissenschaftlich erprobten Methoden mit Ihrem Detektivdilettantismus, — aber wundern sie sich nachher nicht, wenn kein Resultat erzielt wird. Wenn Sie glauben, daß Sie als Einzelner mehr Erfolg auf der Verbrecherjagd haben werden, als unser geschulter Beamtenstab —“

„Denke nicht daran, als Einzelner auf die Jagd zu gehen. Ganze Öffentlichkeit muß mitjagen. Werde einen Preis aussetzen. Habe bereits eine Broschüre in Arbeit, in der der ganze Fall —“

„Sind Sie wahnsinnig?“ schrie der Assessor. „Wollen Sie nicht gleich lieber die Galunken durch ein Zeitungsinserat warnen?“

„Wäre hinausgeworfenes Geld. Jeder Verbrecher weiß, daß er verfolgt wird. Wozu zahlt man seine Steuern?“

„Und daß Sie Breckendorf dem Gelächter der ganzen Welt preisgeben würden, das ist Ihnen gleichgültig? Glauben Sie, die Leute gehen zur Nerventur in einen Badeort, in dem laut öffentlicher Bekanntmachung eine uneingesangene Verbrecherbande herumläuft? Die Geschichte muß geheim bleiben! Geheim, geheim, geheim!“

„Und ich vertrete die Ansicht, sie muß öffentlich werden! Dessenlich, öffentlich, öffentlich!“

Es entstand eine Pause. Funke keufzte tief.

„O Gott“, dachte er, „in einer halben Stunde muß ich im Kurtheater sein, zur Galavorstellung zu Ehren des Maharadschas, und da sitze ich nun und balge mich mit diesem Idioten herum!“

Und Eduard Bohnkraut dachte: „Da haben sie nun die ganzen Wände voll Affen, in denen jedes Menschen Steckbrief mit sämtlichen Muttermalen und anderen Schönheitsfehlern verzeichnet ist, und dabei lassen sie am hellen, lichten Tag ein dreistöckiges Haus nebst fünfprozentiger Hypothek stehlen! Dear me!“

Der Polizeigewaltige nahm zuerst das Wort wieder. „Lassen Sie uns vernünftig reden!“

„Warte schon die ganze Zeit drauf, daß Sie das tun!“

„Sie behaupteten vorhin, wir seien in diesen vier Tagen noch keinen Schritt weitergekommen? Lassen Sie sich belehren, daß diese Ansicht durchaus irrig ist. Wir gehen Schritt für Schritt weiter —“

„Bis Sie am Nordpol herauskommen, während der Verbrecher am Südpol ist!“

„Wenn Sie mich bei jedem Satz unterbrechen, rede ich überhaupt nichts mehr. Zunächst hat die Polizei festgestellt: einen Rechtsanwalt Meier III hat es in Breckendorf niemals gegeben.“

„Und die Briefe, die ich von ihm habe mit vorgedrucktem Briefkopf?“

„Sind eigens für den Betrug angefertigt. Und zwar, wie wir bereits wissen, keiner hiesigen Druckerei. Uebrigens unsere Schreibsachverständigen der Art, daß die Briefe von einer Dame geschrieben sind. Besonders das große J zeigt unverkennbar —“

„Hören Sie mit dem großen J lassen Sie's bei Wasser und Brot einsperren und erzählen Sie kürzer, sonst sterben Verbrecher inzwischen an Altersschwäche.“

Assessor Funke wollte wieder aufbrauen, aber er bezwang sich.

„Den Kerl schmeiße ich doch noch raus“, dachte er. Er biß sich auf die Lippen und fuhr fort:

„Es steht ferner fest, daß Ihr Herrmeister Friedrich Quiddborn bereits vor Jahren starb. Er hinterließ eine Witwe mit zwei unmündigen Töchtern. Zu dieser kam etwa vier Monate nach dem Tode des Mannes ein Herr mit einem Brief aus Philadelphia —“

„Mit einem Brief von mir?“

„Mit einem gefälschten Brief. In dem Brief beauftragten Sie den Rechtsanwalt Meier III, als der Herr zu erkennen gab, für Räumung des Hauses zu sorgen, das Gebäude niederreißen zu lassen, da dem Grundstück ein Sanatorium errichtet werden sollte.“ (Fortsetzung folgt)

Wir Arbeitsvolf.

Mit unserem Schweiß düngen wir jahraus, jahrein die Saaten, wir schaffen all der Städte Bier mit Hammer, Axt und Spaten, und sollen müßig sein, wie wir zugrunde gehn. wie wir samt Weib und Kind naht und bedürftig sind? Nein, es muß anders werden!

Jakob Aendorf.

Menagerie.

Von Hans Stiefen.

Ich habe einen Freund, der ist Mediziner, Bakteriologe. Ein sehr gelehrter Herr.

In seinem Arbeitszimmer, das eigentlich wohl besser „Laboratorium“ hieße, hat er eine sonderbare Art von Bibliothek. Statt der Bücherregale stehen lauter blanke kleine Glaschränke an den Wänden. Darin züchtet er Bakterien.

Die kleinen Schränke sind so blank und sauber, daß man ihnen gar nicht ansieht, was für gefährlichen Inhalt sie bergen. Ueberall haben sie kleine Messinghähne und Türen und Thermometer und Glasröhren. Und sie sind so sinnreich eingerichtet, daß immer die gleiche Temperatur in ihnen herrscht: eine schwüle Treibhauswärme. Kleine Ventile und elektrische Kontakte regeln das selbsttätig. Tag und Nacht, ohne daß jemand sich darum kümmert, ist es in diesen Schränken achtunddreißig Grad Celsius.

Und da stehen nun auf den Glascheiben und Etageren viele kleine und große Schüsseln und Teller und Glasplatten: in ihnen wachsen die Bakterien und Bazillen.

Sie werden gehütet und gepflegt und genährt wie kleine, zarte Küken im Brutapparat. Die einen leben gern auf einer Art von Pudding aus Agga-Agga. Sie bekommen ihren Pudding aus Agga-Agga. Die andern haben lieber Fleischsaft und Bouillon. Sie bekommen Bouillon.

Wenn man sie so pflegt und hütet und ihnen gibt, was sie brauchen, dann erweisen sie sich dankbar: wachsen und gedeihen, vermehren sich und werden dick und fett. Und mein Freund, der Bakteriologe, geht mit seiner großen Brille von Schrank zu Schrank und freut sich wie ein Vater, der sieht, wie seine Kinder wachsen und gedeihen.

Seltsame Kinder! Da gibt es Typhus-Bazillen und Cholera und Diphtheritis.

Ich verstehe nichts von dieser Wissenschaft und werde wahrscheinlich alles durcheinanderwerfen und bitte um Entschuldigung, wenn ich von Bazillen rede, wo man von Bakterien, und von Bakterien, wo man von Bazillen reden mußte. Und wenn ich von solchen erzähle, die es vielleicht gar nicht gibt. Mir kommt es so vor, als ob in diesen sauberen kleinen Schränken alle Krankheiten der Welt verwahrt würden. Ich habe gesagt: das ist wie eine Bibliothek oder wie ein Treibhaus. Aber es ist ja ganz anders. Es ist eine Menagerie. Eine Menagerie, gegen die ein Käfig voll von Tigern, Löwen und Leoparden wie ein friedlicher, kleiner Hühnerhof wirken würde. Hier lauern unsichtbare Bestien.

Mein Freund zeigt mir eine kleine Glasröhre, nicht größer als ein Füllfederhalter. Er reibt sich die Hände und sagt: „Cholera“. Der Inhalt dieser kleinen Röhre würde genügen, um ein ganzes Volk auszurotten.

Du lieber Himmel! weshalb haben wir denn eigentlich so viel Intelligenz und Mühe darauf verwandt, um Gewehre und Kanonen und Granaten und Giftgase zu erfinden und all

die anderen sinnreichen Maschinen, die wir haben, um Krieg zu führen und die Kultur zu verteidigen? Wird man wohl eines Tages diese Weise Krieg führen? Mit einem kleinen Glaschränken voll Cholera- und Typhusbazillen? Wer weiß? da ja doch die Entwicklung der Menschheit solche großen, schnellen und wunderbaren Fortschritte macht.

Wolf und Hund.

Eine Fabel von Felix Fehenbach.

In einem erbarmungslos kalten Winter hatte der Hunger einen Wolf bis zu einem einsamen gelegenen Gutshof getrieben. Dort traf er mit dem Hofs Hund zusammen, der sofort den Beschluß faßte.

Der Wolf suchte den Hund zu beruhigen, indem er sich auf seine Verwandtschaft mit ihm berief. Sie hätten doch beide die gleichen Vorfahren, wären also gewissermaßen Vettern, und auch der eine in Freiheit, der andere in Knechtschaft lebe. Statt seinen Herrn herbeizurufen, solle er lieber die Ketten abwerfen und mit ihm hinausstreifen in die herrlichen Wälder, in die weiten Steppen...

Aber der Hund wollte nichts wissen von Freiheit und Steppe. Dieses Leben ins Unbekannte wisse mit Hunger und Lebensgefahr sei ihm zu riskant. Er ziehe seine sichere Existenz und Dienste des Menschen vor.

Das nennst du „sichere Existenz“ höhnte der Wolf, seinen Hunger vergebend — wenn dein Herr an die Kette legt und dich windeln läßt, bis du ihm die Hände leckst? Wenn dir abgenagte Knochen hinwirft und ein paar Abfallbrocken, die er nicht mehr mag, weil ihm zu schlecht sind? Und aus Dankbarkeit diese „sichere Existenz“ läßt du dich von ihm gegen deine eigenen Vettern gebrauchen!“

Der mit so bitterem Hohn überschüttete Hund blieb jedoch bei seinen Grundsätzen.

„Die Peitsche bekomme ich zuweilen,“ gab er zu, „dafür habe ich aber auch in meinem ganzen Leben noch nie Nahrungsorgen gehabt und sinde auch heute noch vor meiner Hütte jeden Tag einen vollen Futternapf. Du aber kannst dich von all der Schönheit deiner Wälder und Steppen und auch von deiner Freiheit nicht satt essen. Wenn du klug bist, bewirbst du dich auch um einen Dienst bei meinem Herrn und du wirst bald nicht mehr wissen, was Hunger ist.“

Bei diesem Vorschlag sträubten sich dem Wolf die Haare.

„Ich bin entsetzt,“ rief er aus, „zu sehen, wie ein nahverwandtes Geschlecht so tief sinken

konnte, daß es seine eigene Erbärmlichkeit für einen erstrebenswerten Zustand hält. Meine Freiheit ist, mir nicht feil für einen vollen Wanst!“

In diesem Augenblick krachte ein Schuß vom Gutsgebäude her und der Wolf brach getroffen zusammen.

„Siehst du,“ triumphtierte der Hund, „das hast du von deiner vielgepriesenen Freiheit! Sie ließ dich hungern und jetzt bringt sie dir den Tod. Da bleibe ich lieber in meiner Dienstbarkeit, denn einem lebendigen Hund geht es immer noch besser, als einem toten Wolf.“

„Und ich sterbe lieber als Wolf, denn daß ich als Hund leben möchte!“, rief ihm verächtlich der todwunde Wolf zu, streckte sich und war verendet.

Was der Redner liebt.

Eine lustige Betrachtung von Wilhelm Sollmann.

Unsere Redner predigen soziale Gesinnung und fordern Schutz der menschlichen Arbeitskraft. Die Zuhörer spenden stürmischen Beifall. Es hiesse sie beleidigen, wenn man annehmen wollte, sie stellten solche Forderungen nur an das Unternehmertum. Es ist klar, daß jeder Sozialist vor allem auch Gesundheit und Leben derjenigen schützt, die ihm selber dienen. Wie das unsere lieben Freunde vorbildlich gegenüber ihren Rednern tun sollten, dafür seien aus reicher Erfahrung einige Ratschläge erteilt:

Man sorge zunächst dafür, daß der Redner nicht durch die Ueberfüllung des Versammlungs-saales belästigt werde, leere Stühle sind ihm lieber als Besetzte. Man erreicht das sehr einfach, wenn man die Versammlung auf einen Tag einberuft, an dem Kirmes oder Feuerwehrr-parade oder Gesangsvereinsjubilaum oder inter-nationaler Fußballwettkampf oder alles zusammen ist. Der Andrang bleibt dann in er-träglichem Grenzen. Auch dort, wo das Partei-blatt nur in zwei Dutzend Exemplaren ver-breitet wird, vermeide man jede andere Art der Agitation. Es könnte sonst außerhalb der Parteigenossenschaft ruckbar werden, daß wir Versammlung haben. Indifferenten und Gegner könnten verleitet werden, zu uns zu kommen und durch unsere Redner in ihren Anschauungen erschüttert werden. Grundsätzlich komme man erst eine Stunde nach Beginn des Vortrages. Es erhöht das Verständnis für die Rede, wenn man sie im letzten Fünftel hört, belebt die Ver-sammlung und stählt die Nerven des Redners, wenn immer wieder neue Besucher postierend und stampfend sich einen Platz im Saale suchen. Sollte man sich aber doch einmal verfrüht haben, so komme man nie ohne genügenden Vorrat an Zigarren, Zigaretten oder Tabak. Wenn man eines dem Redner schuldig ist, so die ununterbrochene Des-infektion seines Kehlkopfes und seiner Lunge durch Nikotinschwaden. Auch ist das Arbeiten in rauchgeschwängerten Räumen eine alte Forde-rung unserer Sozialpolitik. Der Versammlungs-leiter kann diese Betätigung moderner Hygiene wirksam unterstützen. Entweder brennt er sich als erster eine Zigarre an oder er bittet, das Rauchen „möglichst“ einzuschränken, und gibt dann das rechte Beispiel, indem er seine Pfeife stopft und sie gemütlich in Brand setzt.

Zur wirksamen Ausgestaltung der Ver-sammlung ist ein Zusammenarbeiten mit dem Wirte sehr zu empfehlen. Man rate ihm ent-schieden ab, schon vor dem Vortrage seine fi-zzeisen und Getränke zu servieren. Vielmehr ist es zweckmäßig, wenn er die erste Viertelstunde

nach dem Beginn der Rede benutzt, um durch halblaute Rundfragen festzustellen, was den Gästen gefällig ist, in der zweiten Viertelstunde klirrend und klappernd die Gläser auf die Tische setzt, in der dritten Viertelstunde einlässt und wechselt, in der vierten Viertelstunde von vorn anfängt und so fort. Man vereinbare ferner mit dem Wirte, daß er gleich nach den ersten Sätzen des Redners den Ventilator rauschen läßt. Nur so kann der Sprecher seinem eit-griechischen Meister Demosthenes nachzustreben hoffen, der freilich mangels eines Ventilators seine Stimme am Brausen der Meeresbrandung kräftigen mußte. Zur Konzentration des Red-ners und der Hörer ist es empfehlenswert, die Versammlung neben einer Kegelbahn abzu-halten. Das Rollen der Kugeln und das Triumphgeheul „Alle Reume“ muß überhört werden, wenn der Vortragende sein Publikum wirklich zu paden versteht. Ist er eine soge-nannte „große Kanone“, so darf man ihm getrost mehr bieten, etwa einen Konzert- oder Wieder-abend in dem nur durch eine Rollwand ge-trennten Saale. Versteht er nicht, die Musik-kapelle zu überbönen und die Ohren an die Zahlen der Handelsstatistik zu fesseln, während daneben Walzer und Shimmy gespielt und ge-tanzt werden, so ist er eben ein elender Stümper in seinem Handwerk. Dasselbe trifft erst recht zu, wenn er kleinere Reize nicht zu überwinden versteht. In den Zeiten des Frauenwahlrechts wird sich nicht vermeiden lassen, daß Sänglinge in die Versammlung mitgebracht werden und sich dort in der herkömmlichen Weise betätigen. Auch wird man dem einen oder anderen Manne nicht zuunten können, sich von seinem Hunde zu trennen. Trotzet das holde Vieh ab und zu bellend durch den Saal, so ist das wiederum eine Nervenprobe für den Redner und ein Maß-stab für seine Wirkung auf die Hörer. Glaubst man schließlich, den Hund doch entfernen zu sollen, so ist die Jagd mit Schirmen und Stöcken unter Tischen und Stühlen eine nicht zu unter-schätzende Abwechslung in dem Einerlei des Redeflusses. Aber auch sonst läßt sich für mancherlei Bewegung sorgen. Macht ein Gegner einen Zwischenruf, so erhöht man die Wirkung, indem man im Chore „Ruhe!“ ruft oder „Aus!“ Wiederholt er den Ruf, so steige man auf die Stühle, um besser sehen und brüllen zu können. Der Versammlungsleiter hat es dann wesentlich leichter, die Ordnung wieder-herzustellen.

Das Wichtigste in jeder Versammlung ist nicht der Vortrag, sondern die „freie Aus-sprache“. Negerstämme beten zu Fettschen, deutsche Demokraten zur „freien Diskussion“.

Das höchste, verfassungsmäßig verankerte Grund-recht ist, daß jeder Dorfstepp und andere vom Kreisarzt einstimmen als harmlos in Freiheit belassene Mitbürger ihre Weltbeglückungsideen in unseren Versammlungen vortragen dürfen. Ueberhaupt zahlen wir Saalmiete und Druck-kosten vor allem für unsere Gegner. Schon die Achtung vor der Zeit unserer Redner gebietet es, daß sie täglich mehrere Stunden dieselben Diskussionredner anhören. Wird es darüber Mitternacht, so ist es nicht schlimm. Es ist dem Redner heilsam, wenn er nachher in dem dämm-rigen Wartesaal auf den um 2 oder 3 Uhr früh einlaufenden Zug zu warten hat; denn er braucht ja erst um 7 oder 8 Uhr wieder an seiner Wirkungsstätte zu sein und das bißchen Nach-truhe muß ein Idealist opfern können. Es wäre eine durch nichts zu rechtfertigende Rücksichts-losigkeit gegenüber dem verehrten Gegner, wenn man ihm „das Wort“ beschränken wollte, nur damit unser Redner bald nach Mitternacht zur Ruhe kommt. Auch erhöht es die Aufnahme-fähigkeit der Hörer, wenn die Versammlung vier bis fünf Stunden dauert. Endlich darf man gewiß sein, daß dann nur noch unsere Genossen die Widerlegung der Gegner durch das Schluß-wort hören; denn die anderen sind längst nach Hause gegangen. Diese Gegner selbst wissen unser vornehmtes Entgegenkommen gebührend zu schätzen und behandeln uns entsprechend. Man bewahre eiserne Disziplin, wenn ein der Fürsorge Entspringener die Partei als einen „Misthaufen“, wenn ein notorischer Streikbrecher unsere Führer als „Verräter“ und „Blut Hunde“ beschimpft. Wir könnten in den Verdacht ungemütlicher Temperamentsausbrüche kommen, wenn wir einen solchen wertvollen Diskussions-redner in hohem Bogen an die Luft setzen. Lenten, die wortbrüchig die vereinbarte Redezeit überschreiten, muß man in der nächsten Ver-sammlung das Wort unbedingt wieder erteilen. Größte Rücksichtnahme ist gegenüber den Kom-munisten geboten, wenn sie das Schlußwort durch einen großen Auszug unter Schlaggeßung stören. Nur nichts nachtragen! Auch wenn man aus zehnjähriger Erfahrung weiß, daß sie den Klamant auch diesmal anstellen, lasse man sie doch in die Versammlung, gebe ihnen ausgiebig das Wort und warte in Geduld, bis sie die Ver-sammlung im Schlußwort kaputt machen. Das sind wir uns und unserem Redner schuldig.

Meine Fachgenossen von der Versammlungs-tribüne werden mir zugestehen, daß ich mich streng an die Wirklichkeit gehalten habe. Jeder dieser wertvollen Ratschläge ist mehr als einmal, mancher vielfach erlebt. Darum werden sie auch in Zukunft ihre Wirkung auf Hörer und Leiter nicht verfehlen, zum Nutzen unserer Versammlungen und zum Heile unserer Redner, denen auf diese Weise Altersbeschwerden sicher erspart bleiben. Mit Recht, denn seit jeher haben die Parteigenossen viel getan, damit keiner ihrer Redner in ein Alter komme, das durch Verkalkung Kraft und Feuer hemmt.

Fabel.

Die Würmer waren in Verzweiflung.

Sie hatten eine so schöne Heimat und Nah-rung im Ueberflusse. Aber was nützte es ihnen. Eine unbekannte Macht — es muß wohl eine erzürnte Gottheit sein — zermalmt ihnen das schöne Vaterland, zertritt sie. Sie wissen nicht mehr Rat; wenn sie auch auswandern, überall verfolgt sie das schreckliche Schicksal.

Die Furcht weckt den Glauben: inbrünstig beten sie zu ihren Göttern . . .

Doch Würmer sind blind; sie konnten nicht sehen, daß fröhliche Kinder auf dem Anger spielten. W. A. Drexler.

Hilfe gegen Tuberkulose?

Ein neuer Impfstoff des Pasteur-Instituts. — Erfolgreiche Schutzimpfungen an Säuglingen.

Wie aus Paris gemeldet wird, ist es dem bekannten Serologen Dr. Albert Calmette, der als zweiter Direktor an dem berühmten Pasteur-Institut wirkt, nach zwanzig-jährigen Versuchen gelungen, ein wirksames Verfahren zur Schutzimpfung von Säuglingen gegen Tuberkulose auszuarbeiten. Dr. Calmette entdeckte zunächst, daß es möglich sei, junge Tiere durch Impfung mit den Kulturen eines Bazillus der Rindertuberkulose gegen die Krankheit immun zu machen. Auf Grund der günstigen Ergebnisse dieser Versuche ging er dann dazu über, Säuglinge zu impfen, die tuberkulösen Familien entstammten. Die Resultate waren über Erwarten befriedigend. Bei keinem der seit 1922 geimpften Säuglinge ist in den drei Jahren seit damals ein durch Tuberkulose herbeigeführter Todesfall zu verzeichnen gewesen. Die Zahl der geimpften Säuglinge beträgt 168. 91 davon erwiesen sich bei der im Mai 1925 erfolgten Nachprüfung in tadellosem Gesundheitszustand und zeigten eine durchaus normale Entwicklung. Vom 1. Juli 1924 bis zum 1. Juni 1925 wurden dann weitere 2070 Säuglinge geimpft, ohne daß die geringste Schädigung eingetreten wäre. Bei 137 dieser Kinder, die zwischen dem 1. Juli und 1. Dezember 1924 in Familien geboren wurden, in denen sie der Ansteckung in besonderem Grade ausgesetzt waren, erfolgte kein einziger Todesfall an Tuberkulose, während die Sterblichkeit der unter den gleichen Bedingungen lebenden ungeimpften Säuglinge im ersten Jahre für Paris 32,8 und für ganz Frankreich 24 Prozent beträgt. Es scheint daher erwiesen, daß die bei den Impfungen verwendete Dimphe B. C. G. ein wirksames Schutzmittel gegen die Ansteckung mit Tuberkulose bildet, soweit es sich um Säuglinge handelt. An Erwachsenen ist der neue Impfstoff noch nicht genügend erprobt. Es bleibt daher abzuwarten, wie die Versuche, die Dr. Calmette gegenwärtig an Erwachsenen vornimmt, ausfallen werden. Die Erfahrungen, die bisher vorliegen, lassen günstige Resultate erwarten, bedürfen jedoch noch eingehender Nachprüfung. — Immerhin: A b w a r t e n!

Weiteres.

Gratifikation. Arbeiter: „Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, Herr Kommerzienrat, es sind heute vierzig Jahre, daß ich in die Fabrik eingetreten bin.“ — Fabrikant: „So? Na, dann gehen Sie mir schön an Ihre Arbeit und denken Sie darüber nach, was für einen Haufen Geld Sie in diesen vierzig Jahren aus meiner Fabrik hinausgetragen haben!“

Gentleman und Dieb. Ein eleganter Herr vermählte sein seidenes Taschentuch und beschuldigte einen Fremden, es gestohlen zu haben. Schließlich fand er es in seiner Tasche und bat den Fremden um Entschuldigung. „Ach, das macht nichts“, sagte dieser. „Sie dachten, ich wäre ein Dieb, und ich dachte, Sie wären ein Gentleman, und da haben wir uns beide getäuscht.“

Die melkende Kuh am Weihnachtsbaum. In der Hamburger Bürgerchaftsitzung im neuen Jahre leistete sich der kommunistische Redner folgende prächtige Entzweiung: „Mit dieser Vorlage hat uns der Senat einen schönen Weihnachtsbaum ausgedankt. Aber wiederum ist es die Arbeiterchaft, die als melkende Kuh den Schnur zu diesem Weihnachtsbaum liefern soll.“

Zurückgegeben. Ältere ledige Dame: „Wie schon so alt, Herr Oberst, und Sie haben noch keine Waffentat vollbracht?“ — Oberst: „Tut nichts: Man kann, wie Sie wissen, alt werden, auch ohne Eroberungen gemacht zu haben.“

(„Rebelspalter“, Zürich.)

Der kleine Gustav kann in der Lese- und Schreibstunde nicht recht über das Wort „Stoff“ hinwegkommen. Der Lehrer versucht ihm ein wenig auf die Sprünge zu helfen. „Na, Gustav, woraus sind denn deine Hosen gemacht?“ — „Aus Vatens“, kommt es glückselig heraus.

Fataler Irrtum. Gast: „Kellner, das soll ein junger Hahn sein? Ist ja zah wie Leder.“ — Kellner: „Bedauern, mein Herr! Mit dem Hahn hat es eine eigene Bewandnis. Als er eingefangen werden sollte, entwichte er und flog auf ein Dach, so daß wir ihn herunterstießen mußten.“ — Gast: „Ah, nun verstehe ich. Sie haben wahrscheinlich aus Versehen den Wetterhahn heruntergeschossen.“

Allerlei.

Was man im Fallschirm empfindet. Trotz der Angste, die sich noch hier und da beim Abspringen aus Flugzeugen mit Fallschirm ereignen, bürgert sich der Fallschirm doch immer mehr als Rettungsmittel aus großen Höhen ein. Eine anschauliche Schilderung der Empfindungen, die man beim Sturz durch den Raum empfindet, gibt ein englischer Militärflieger. Bei den englischen Luftstreitkräften ist der Fallschirm eingeführt, damit sie sich bei Katastrophen retten können. „Das einzig Unangenehme sind die ersten 150 Fuß“, schreibt er. „Man fällt nämlich 150 Fuß herunter, bevor der Fallschirm sich öffnet, und nachdem man etwa 50 Fuß gefallen ist, glaubt man, man wäre bereits die ganzen 150 Fuß herabgestürzt, und bekommt Angst, daß der Fallschirm nicht funktioniert. Dann aber erfolgt ein kräftiger Zug an der Leine, die um den Leib befestigt ist, und nun erkennt man mit großer Erleichterung, daß man sich im Schutze des Fallschirms befindet. Von nun an hat man ein wundervolles Gefühl. Man hat gar nicht den Eindruck, als ob man fiele, sondern meint eher, der Boden steige langsam zu einem herauf, je mehr man sich ihm nähert. Der rotweiße Fallschirm über dem Kopf gibt ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit. Dann kommt ein plötzliches Schließen durch die Luft, ein Niedertauchen, und man steht auf festem Boden.“

Aus der Geschichte der Erdbeere. Die Kultur der Gartenerdbeere ist verhältnismäßig jungen Datums. Weder die Griechen noch die Römer versuchten sich darin, obgleich sie die Frucht schon kannten. Erst die Mauren in Südschpanien verhalfen der Erdbeere zu ihrem Ansehen. In den Gärten in Granada und Cordova gediehen die köstlichsten Früchte, und von dort kamen sie über Frankreich an den Rhein, wo sie um 1570 schon heimisch waren. Zugleich schlug die Erdbeere durch die muselmanischen Länder den Weg nach Osten ein und gelangte so über die Balkanhalbinsel nach Wien, wo sie zur Zeit der letzten Belagerung der Stadt durch die Türken im Jahre 1683 zur Freude Kara Mustaphas und seiner Scharen schon angepflanzt war. Inzwischen war auch die aus Kanada stammende Himbeer-Erdbeere, auch virginische Erdbeere genannt, nach England und von da auf das Festland gelangt. Ferner wurde 1715 eine Riesenerdbeere aus Chile und 1767 die Ananas-Erdbeere aus Capenne nach Europa gebracht. Seither hat der Fleiß der Züchter eine Menge verbesserter Sorten erzeugt.

Das Gehirn des Genies. Einen neuen Beweis für die Tatsache, daß die geistige Fähigkeit des Menschen nicht ohne weiteres von der Größe und dem Gewicht des Gehirns abhängt, bringt die „Revue moderne de Medecin“ mit dem Bericht über den Befund des Gehirns des kürzlich verstorbenen Anatole France. „Das Gehirn heißt es in dem Bericht, war von ungewöhnlich geringem Gewicht. Es wog nur 1017 Gramm, was für einen hochgewachsenen und wohlgebauten Greis von 75 Kilogramm Körpergewicht als gering gelten muß. Es wird dann aufs neue erwiesen, daß das Genie in keiner Beziehung zu der Größe des Gehirngewichts steht. Die Untersuchung bestätigte vielmehr die Annahme, daß es die Tiefe der Gehirnrindungen ist, die als verurteilendes Moment hier in Betracht kommt. Diese Beobachtung hatte mir bereits bei dem Gehirn Gambettas gemacht. Es ist aber hier noch beweiskräftiger, da das Gehirn Anatole Frances fast volle 100 Gramm weniger wiegt als ein durchschnittliches Normalgehirn, dessen Gewicht im allgemeinen um 1390 Gramm anzunehmen ist. Wie schon bei Gambetta stellte man auch bei Anatole France eine große Zahl von komplizierten und sehr tiefen Bindungen des Gehirns fest. Nicht die Größe und das Gewicht des Gehirns, sondern die Beschaffenheit seiner Bindungen und Furchen ist also charakteristisch für die geniale Konstitution.“

Rätsel-Gate.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A
D	D	E	G
I	N	N	O
R	R	S	S

Diese Buchstaben sind in Wörter zu verwandeln, deren Bedeutung folgende ist:

1. Fluß in Deutschland
2. Waschmittel
3. Englische Seestadt in Arabien
4. Theaterst.

Diese Buchstaben sind in Wörter zu verwandeln, deren Bedeutung folgende ist: 1. Fluß in Deutschland. 2. Waschmittel. 3. Englische Seestadt in Arabien. 4. Theaterst.

Märchen und Erzählungen.

Genoveva, Ambulanz, Blodhaus, Blumenberg, Italien, Viktor, Ebro, Traum, Spahvogel, Rasthaus, Ausperrung, Kinderland, Spaten, Hecht, Note. — Diese Wörter sind solange seitlich verschoben, bis zwei senkrechte Buchstabenreihen eine Jugenderzählung nennen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzwort-Rätsel.

Wagerecht: 1. Wein, 2. Auge, 3. Ida, 4. Mal, 5. Ei, 6. Oh, 7. Fram, 8. Fran, 9. Anan, 10. Amundsen, 11. Sago, 12. Atem, 13. Ratten, 14. Lein, 15. Od, 16. Boa, 17. Reh, 18. Emma, 19. Abel. — **Senkrecht:** 1. Bien, 6. Oran, 7. Krugel, 8. Jman, 10. As, 20. Ebi, 21. Ja, 22. Um, 23. Gas, 24. Elbe, 25. Ruten, 26. Sand, 27. Dalm, 28. Masten, 29. Meer, 30. Robe, 31. Dom, 32. am, 33. Fee, 34. Neht.

Silben-Rätsel.

Barometer, Eiba, Ritterstern, Nordsee, Homunkulus, Apulien, Rhodos, Dante, Sorbonne, Hyazinthe, Ardennen, Barthe. — **Verhar** Eham.

Ein rätselhaftes Schriftstück.

M A G D E B U R G (2 8)

vor ab r e d o t e t r i t t i n e r s e h e i n u g v o r
D E Z E M B E R (1 8) 1 8 3 1

wärtszuzoenenkämpfenundzuzoenenslogon
Verabredetes tritt in Erscheinung, vorwärts
neuen Kämpfen und zu neuen Siegen.